

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Schwarzwälder Bote. 1845-1858 (1847) Unterhaltungsblatt

60 (10.8.1847)

Unterhaltungsblatt.

(Beilage zum Schwarzwälder Boten vom 10. August 1847.)

Verantwortlicher Redakteur: Wih. Brandecker.

N^{ro.} 60.

Die Feuerzelle.

(Fortsetzung.)

Die Gräfin Julie saß in ihrem Gemache. An ihrer Seite stand ein Spiegel von bewundernswerther Größe in einem Goldrahmen, worauf von kunstfertiger Hand zarte Blumen geschnitten waren. Ein Marmortisch, mit Mosaik geschmackvoll inkrustirt, wies alle Luxusgegenstände, welche zur Toilette einer edlen Italienerin gehören. Der Wohlgeruch einiger duftenden Pflanzen vermengte sich mit der lauen Luft. Ein junges Mädchen, das sich neben seiner Herrin auf ein Canapé stützte, begleitete mit dem Klange der Zither die Klage töne einer orientalischen Romanze, während eine andere Jose, den Kopfsputz ordnend, die Wogen von Juliens langen, schwarzen, seidigen Haaren herabwallen ließ. Man hätte die beiden jungen Mädchen bewundert, wären sie nicht von dem blendenden Glanze ihrer Gebieterin verdunkelt worden, welche die vollkommenste Verwirklichung der idealsten Schönheit, von der jemals ein Dichter träumte, zur Schau trug.

Julie weinte. Denkt sie mit Bitterkeit an die Hochzeitsfeierlichkeit des morgigen Tages? Warum betrübt sie der Gedanke an eine Ceremonie, welcher, durch das damit verlettete Tanzfest noch verführerischer, der Hälfte von Venedigs jungen Mädchen gewöhnlich den Kopf verrückt? Ist es der Ehränzenzoll, welchen die Schamhaftigkeit den Anforderungen der Liebe entrichtet? Oder ist es vielleicht die Erinnerung an jenen entsetzlichen Schrei, der an ihr Ohr schlug, als sie eines Tages allein in den Gängen des Palastes des Dogen sich verirrete, welchen sie mit andern jungen Mädchen zu besichtigen? Verfolgte sie noch die Stimme, welche röchelnd stöhnte: „Um Gottes Willen, nur einen Tropfen Wasser!“ mit ihrem Sterbegeächze? Oder ist das Brautkleid nicht nach Geschmack ausgefallen? — Claudine hatte den Kopfsputz vollendet.

Du kannst Dich entfernen, sagte Julie. Bedarf ich Deiner, so rufe ich Dich. Du, Marie, bleibst bei mir. Lieber Gott, wie seid Ihr traurig, Signorina, am Vorabend des schönsten Tages. Seht, wenn ich einst zur Frau erkoren bin, da lache und tanze und singe ich einen ganzen Monat lang vor der Hochzeit.

Du bist thöricht, Marie, erwiderte die Gräfin zerstreut. Ich getraue mich nicht zu fragen, ver setzte die Fröhliche, ob meine Herrin Gram habe?

Gram? ja wohl, und tiefen! Ach, könnte ich es Dir nur sagen, arme Marie!

Bei diesen Worten rieselten häufige Thränen aus Juliens Augen: Marie war von dem Schmerze ihrer Gebieterin lebhaft gerührt. Sie schloß sie innig in die Arme und weinte mit ihr.

In diesem Augenblicke trat der Graf Morentali in das Gemach.

Du weinst, meine Tochter? Wozu die Zähren? Schütte ab die Ketten der Dästerheit, und bereite Dich, mir zu folgen. Du hast Dich bereits sehr verspätet, und der Wettlauf der Gondeln sammt der Preisvertheilung wird vorüber seyn, ehe Du kommst.

Ich kann unsere Freunde nach St. Angelo nicht begleiten, mein Vater. Ich habe wahrlich keine Lust dazu.

Weiberlaunen! Versprach ich nicht Lorenzo, Dich selbst auf die Terrasse zu führen, um ihn von seinem Vorsatze abzubringen, Dich abzuholen, wie er wünschte. Bedauerst Du vielleicht, ihn Deinem Willen allzu nachgiebig gefunden zu haben?

Vater, gestattet, daß ich hier bleibe.

Nimmermehr, bei meiner Treu! Ich liebe nicht solche wetterwendische Laune. Ich werde Dir Lorenzo schicken, und dem jungen, schmucken Herrn wird es ohne Zweifel leichter gelingen, Dich zu überreden, als Deinem alten Vater. Dann kann er auch als Bräutigam heute noch zur Bitte seine Zuflucht nehmen: morgen steht es ihm als Gatten frei, einen andern Ton zu wählen.

Er gieng fort mit einer, Grimm und Ungebuld verrathenden Geberde.

Er komme nur, das gilt der unglücklichen Julie ganz gleich, sagte die Gräfin. Dennoch muß ich mich schmücken, um ihn zu empfangen.

Ein erzwungenes Lächeln lagerte sich um ihre Lippen, während Thränen in den Augen blinkten.

Wir wollen sie an ihrer traurigen Toilette verlassen und uns jetzt in den Palast des Dogen begeben.

Die Kammer des geheimen Rathes war schrecklich anzusehen: sie bestand aus einem hohen, großen Saale, woraus das Tageslicht verbannt war. Am Plafond hängende Lampen zeigten sich dergestalt vertheilt, daß die Sitze des Tribunals im Dunkeln blieben und die Ströme einer peinlichen Helle nur aus den, mit einem massiven Gitter eingeschlossenen Umkreis fielen, worin der Angeklagte erschien. Die unter einer dunkeln Tapete gepolsterten Mauern und drei riesige Thore in gleichen Zwischenräumen schlürften das Geschrei der Verzweiflung und des Schmerzes ein; allein außer dem umgitterten Raume gab das ganze, mit einem dicken Teppiche bedeckte Parquet keinen Laut und ließ die Schritte ohne Echo. Man sagt, es seien in diesen stets verschlossenen Räumen Dinge vorgegangen, deren Anblick allein anderen Menschen, als den Richtern und ihren Henkern Todesqual verursacht hätten. Von diesen prallte er zurück, wie der Hammerschlag vom Amboße, und ließ sie unversehrt.

Eine geheime Thüre, durch die Tapete maskirt, führte in ein anstoßendes Gemach, worin alle Folterwerkzeuge, um Glieder zu brechen, das Fleisch aufzureißen und die Beine der Opfer der patricischen Tyrannei zu zermalmen, mit barbarischer Vorsicht aufgehäuft lagen. Die Dielen des vergitterten Umfanges des großen Saales verbargen Fallthüren, welche die unglücklichen Hingerichteten, noch röchelnd, in einen Abgrund von gräßlicher Tiefe hinabstürzten. Dasselbst angelangt, setzte der Körper durch die Schwere seines Falles eine Maschine in Bewegung, deren Federkraft ihn zuerst gewaltsam umklammerte, zusammendrückte und dann in Stücke zerriß. Eine Wendeltreppe endlich, ebenfalls hinter der Tapete verborgen, führte in die mit Eisenplatten belegte und über einem Schmelzofen erbaute Feuerzelle. Die glühenden Platten bemächtigten sich, wie brennende Zangen, des zu dieser Todesmarter verurtheilten Gefangenen, und ließen ihn unter dem Drucke der unerträglichsten Qualen im wahren

Sinne des Wortes herumtanzen. Was noch seine Leiden vergrößerte, war das Streifen seiner Glieder an kalten Marmor, während das glührothe Eisen an seinen Füßen leckte; zugleich träufelte ein eifriger Regen auf ihn, der, wie Todeschauer, in seine Adern gleichsam einsickerte. Zwischen diesen widerstreitenden Foltern gehezt, heulte und ächzte das Opfer, bis ein tiefes Schweigen verkündete, daß es ausgerungen habe. Dann klappte eine Fallthüre neben der Zelle auf, und eine Tiefe verschlang den Leichnam und übergab ihn den Wässern eines breiten Kanals. Miollano war das letzte Opfer, welches man in der Feuerzelle zu Tode marterte. Wer wird sein Nachfolger seyn?

Von allen Richtern saß jetzt ein einziger, nämlich der Graf Morentali, in dem geheimen Rathe, mit wahrer Indolenz auf weichen Kissen hingestreckt. Die Lampen flackerten über zwei kräftigen Männern mit nackten Armen, und von breiten Bistren umspangten Gesichtern.

Der junge Spürhund komme, sagte der Graf, und der unglückliche Gondoliere Speranza, mit schweren Ketten belastet, wurde vor seinen Feind geschleppt.

Ah, da bist Du ja Bursche! Hast Du mir noch etwas über den grausamen und unbarmherzigen Charakter des bösen Grafen Morentali zu erzählen?

Der Gefangene wandte ihm ein todtenbleiches Antlitz zu, und rief: Eccellenza, Eccellenza — allein sein convulsivisch gehemmes Athmen gestattete ihm nicht zu vollenden.

Du weist noch nicht Alles, fuhr der Graf mit satanischem Lächeln fort. Allein, was Du hier gesehen haben wirst, kannst Du Niemanden hinterbringen.

Illustrissimo! erinnert Euch Eures Versprechens!

Glaubst Du, ich habe es vergessen? Niemand kann hier Deine Geschichtchen vernehmen, eben so wenig als das Geräusch, womit, wie ich voraussehe, sie endigen werden.

Mein Herr ist der Herzog von Rigola.

Auch das vergaß ich nicht! Die Eigenschaft erhöht im Gegentheile die, Deinem persönlichen Dienste gebührende Belohnung. Meinst Du, der Knabe Antonio werde Dich unter diesen Folterwerkzeugen aufzusuchen kommen? Auch will ich ihm das Bedauern ersparen, das ihn befele, träge er einst Deine klägliche Gestalt auf dem Canale schwimmend. Du wirst in den Abgrund unter Deinen Füßen hinabsteigen, welcher, so viel ich weiß, seine Beute nicht ins Meer befördert.

Gnade! Gnade! im Namen der göttlichen Barmherzigkeit, welche einst alle Menschen ansehen müssen.

Weil die Drohungen wirkungslos von mir abprallen, willst Du die Bitte versuchen? Lasse nur die ehrlichen Leute Deine Glieder von den lästigen Kleidern losmachen, und Freuden Dir zu kosten geben, welche wenigstens den Reiz der Neuheit für Dich haben werden.

Er gab ein Zeichen: man nahm ihm die Eisen ab, und entkleidete seinen Oberleib.

Höre, Speranza, ich will Deinen Geschmack zu Rathe ziehen. Gibst Du irgend einer Folter den Vorzug, so will ich, um Dir einen Gefallen zu thun, darauf Rücksicht nehmen. Was hältst Du von der Feuerzelle, in welcher Miollano unlängst die Beleidigung abbüßte, den Ursprung eines Kleinods errathen zu haben, das ein junges Mädchen in seinen Haaren trug, und der Freundschaft eines edlen Venetianers verdankte? Du fandest den Leichnam und konntest aus dem Anblicke auf die Todesart schließen. Ich selbst wohnte der Hinrichtung bei, und in der That, sie gereichte der Vortrefflichkeit des mechanischen Verfahrens zur Ehre: sein Geschrei war durchdringend, sein Springen gräßlich, sein Ringen und Ziehen lang und martervoll. Fühlst Du Wettseifer genug im Herzen, um nach ihm dasselbe zu versuchen?

Ein höhnisches Lächeln folgte diesen Worten. Der arme

Gondoliere sank unter den Händen seiner Henker zusammen und rollte mehr todt als lebendig gegen das Gitter, so gewaltsam hatte der Schreck all seine Sinne gelähmt.

Der Elend! rief Morentali. Ich will nicht, daß man in diesem Zustande ihn auf die Folter spanne! Man führe ihn hinweg und übergebe ihn der Obforge eines Arztes. Ich verschiebe die Bestrafung, bis er genesen ist.

Wir wollen diese Henkersfrist benützen, um über den Charakter, das Vermögen und die Macht dieses Ungeheuers Aufklärung zu geben.

Durch seine Geburt einem niedrigen Stande angehörig, gelangte er, noch jung, zu dem Range eines Grafen Morentali. Der Tod, alle Erben dieses erlauchten Hauses naheinander abrufend, übertrug auf ihn, den letzten entfernten Sprößling, das ganze Stammvermögen. Man begriff kaum die so unaushaltbar grassirende Sterblichkeit in der Familie, und die Muthmaßungen der Welt ließen ihn nicht von jedem Vorwurfe rein; allein durch den Einfluß seines Namens, die Verführungen des Reichthums und durch ein noch wirksameres Mittel, gelang es ihm, den Argwohn zu erdrücken. Dann heirathete er ein Mädchen von ungewöhnlicher Schönheit, und die verschwenderische Pracht der Hochzeit gab einen ganzen Monat hindurch allen Bewohnern der Stadt Venedig die Themata ihrer Conversationen.

Seine Frau starb, und ohne den Lebensfreuden zu entsagen, widmete er seine Thätigkeit politischen Combinationen. Der Erfolg krönte die, durch seinen Reichthum an kräftige Stützpunkte sich lehrenden Intriguen; er wurde Mitglied des Rathes der Zehn und zur Zahl der Richter eines Tribunals zugelassen, dessen Namen die verwegensten Venetianer nicht ohne geheimes Entsetzen aussprachen. Diese hohe Stellung machte ihm das Unglück, das sein Haus traf, noch fühlbarer. Eines Tages spielten seine Kinder von gleichem Alter auf der Terrasse des Palastes Morentali, der Obhut einer Amme anvertraut. Diese, der Fahrt einer Gondel nachblickend, ließ sie nur einige Momente aus den Augen, und in diesem kurzen Zwischenraume verschwand der kleine Adolfo, ohne daß man wußte, wie und wohin? Als die auf der Stelle vorgenommenen eifrigsten Nachforschungen ohne Erfolg blieben, suchte die Amme, den Jörn und die Rache des Grafen kennend und deren Ausbrechen fürchtend, in den Wässern des Canals eine Zufluchtsstätte, und mit ihr sank alle Hoffnung hinab, jemals das Los des unglücklichen Kindes zu entdecken.

Ein bizarrer Umstand erweckte in des Grafen Gedächtniß das Andenken an diesen Verlust zu der Zeit, als er an die Versorgung seiner Tochter dachte. Er selbst schien der Ehe entsagt zu haben, nicht aber dem Vergnügen. Seit einiger Zeit bezauberten und fesselten ihn die Reize eines jungen Mädchens mit schwarzen Augen, das in einem der entlegensten Viertel Venedigs wohnte. Wenn er sich diesem niedrigen Theile der Stadt zuwandte, so vermuthete man wohl, daß dieses nicht geschehe, um die Armen zu besuchen und ihre Noth zu lindern.

An einem schönen Sommermorgen gieng ein Mädchen in dem Glanze der frischesten Jugend an dem Ufer eines Canals spazieren, alle Blicke durch den äppigen Ausdruck ihrer Physiognomie und die verführerischen Reize ihrer Gestalt an sich ziehend. Augenscheinlich kokett schien sie insbesondere auf die Pracht eines Kleinods stolz zu seyn, das in ihren Haaren blinkte. Ein junger Gondoliere bemerkte sie und rief also gleich: Bei allen Heiligen des Himmels, dies Kleinod kann kein anderes seyn, als das — Der Ausruf wurde durch die Geberde eines Kameraden unterbrochen, der ihm rasch die Hand auf die Lippen legte; allein zu spät. Miollanos unbefonnene Worte waren bereits aufgefangen, und schon die nächste Nacht verbrachte er in einem Kerker des Rathes der

Zehn. Von Morentali gedrängt, sich zu erklären, welcher ein lebhaftes Interesse an dieser Angelegenheit zu nehmen schien, antwortete Miollano in unbestimmten Worten, entweder, weil er das Geheimniß bewahren wollte, oder weil er wirklich nichts Genaueres zu sagen vermochte. Er hatte das Kleinod erkannt, wußte aber nicht, wem es gehöre, und konnte sich nicht von dem Eindrucke Rechenschaft geben, oder von der Erinnerung, welche seinen Ausruf zur Folge hatte. Seine Reden schienen verdächtig, und, um ihn zu einem Geständnisse zu zwingen, stellte man Frage auf Frage, allein umsonst. Der Unglückliche fand sich jedenfalls schon in zu große Mysterien eingeweiht, um der Freiheit rückgegeben zu werden, weshalb Morentali das Tribunal überredete, daß es am klügsten sei, ihn für immer unschädlich zu machen, worauf Miollano die unwillkürlich ausgestoßenen Worte, in der Feuerzelle mit dem Martertode bezahlte.

Morentali, durch die Verübung der grausamsten Thaten abgehärtet, würde das schreckliche Ende des Gondoliers schon vergessen haben, wenn nicht, einige Wochen nach der Hinrichtung, ein verzweifelter Gedanke in seinem Gehirne aufgetaucht, und wie ein scheußliches Gespenst ihn angegrinset hätte. Er konnte das gräßliche Bild, das sich an den Gedanken knüpfte, nicht los werden; es verfolgte ihn überall, die ausgedorrten, marklosen Knochenarme liebreich um ihn schlingend, und wenn er sich so umarmt wähnte, da brannte es in seinem Innern, und das zusammengeschnürte Herz blutete unter den ritzenden Dolchen der Erinnerung.

Damals wohnte ein berühmter Astrolog auf Kosten des Staates in einem abgelegenen Theile des Palastes des Dogen. Das Geheimnißvolle seiner Gegenwart, das Ansehen seines Rufes, die Richtung seiner Studien und die Art seiner Vorhersagungen, alles dies, von dem Hange der Menschen für das Wunderbare vergrößert, umgab den weisen Asperini mit einem Blendwerke, das sich bis auf die Regierung erstreckte, wodurch die ängstliche Knechtschaft des Volkes gegen seine Tyrannen, an Intensität noch zunahm.

Der Graf wollte seine Zweifel aufhellen, und beschloß, den Astrologen um Rath zu fragen. Ohne Gefolge, jedoch Waffen unter dem Mantel verbergend, durchschritt er, von düsterm Schweigen umfarrt, eine Reihe von öden Gemächern und finstern Gallerien, bis er das stille Plätzchen erreichte, auf welchem der Dolmetscher der Sterne von der Welt entfernt lebte. Der Graf wurde von Asperini mit ehrerbietiger Freundlichkeit empfangen, und beeilte sich, ihm zu zeigen, wie sehr er dessen tiefe Kenntnisse hochachtete. Diese wilde Natur beugte sich unter der Gewalt einer Betrügerei oder vielleicht einer überlegenen Einsicht. Morentali bezweifelte jetzt, daß er keinen Preis für den Dienst bestimmen wolle, den er fordere, legte jedoch eine goldgefüllte Börse auf den Tisch, und erklärte kurz die Ursache und den Gegenstand seines Besuches.

Ich bin bereit, in dieser Nachforschung Euch beizustehen, sagte der Astrolog, nur fürchte ich, wird sie Eurer Ruhe gefährlich werden.

Mein Entschluß steht unwiderruflich fest.

Ueberlegt, Signore. Noch haben wir den Beistand des geheimnißvollen Geistes nicht angerufen; noch könnt Ihr davon absehen. Alle von Euch bis jetzt gesammelten Umstände vereinen sich, um Euch zu überzeugen: warum sucht Ihr noch mehr Gewißheit? Liegt es nicht in der Natur aller Dinge dieser Welt, jederzeit eine, in den Nebelqualm des Geheimnisses verhüllte Seite darzubieten?

(Schluß folgt.)

* Etwas von den Kindern.

„Das Schönste ist doch die Jugend.“
— Börne.

Wie oft hört man jetzt die Klage von Eltern: „wenn wir nur nicht so viele Kinder hätten!“ Mit welcher Gleichgültigkeit werden sie oft selbst von den Müttern, nachdem sie im Morgenroth des Lebens ihr junges Daseyn verhaucht, in das Bährchen gelegt! Ja es fehlt nicht an solchen, die auf die Frage nach der Zahl ihrer Kinder fast beschämt scheinen, als ob es eine Schande sei, wenn sie antworten müssen, sie haben viele Kinder. War es nicht schon der alten Hebräer heißester Wunsch, viele Kinder zu haben? Alle morgenländischen Nationen rechnen es sich zur Ehre. Die Könige der alten Perser ließen jährlich an besondern Tagen Geschenke unter die vertheilen, die vielen Kindern das Daseyn gegeben hatten. Haman rechnete aus Stolz und innerer Behaglichkeit die Menge seiner Kinder mit unter seine Reichthümer. Die griechischen Dichter redeten mit Ruhm von des Priamus 50 Kindern, und bei den Römern erhielt man nach der Anzahl der Kinder verhältnißmäßige Vorrechte und Ehrenämter. Jakob hatte 66, Sideon 70, Jair 30, Jozan 30 Söhne und eben so viele Töchter, Abdan hatte 40 Söhne und 30 Enkel, David 19 Söhne von seinen rechtmäßigen Frauen, außer den von Nebenweibern erzeugten, Rebeaam 28 Söhne und 60 Töchter, Abia 22 Söhne und 16 Töchter, und Ahab 70 Söhne. Aber die alten Hebräer kannten keinen Luxus, wie wir. Sie lebten sehr sparsam, so daß der Unterhalt vieler Kinder nicht sehr lästig seyn konnte, und am wenigsten in den Zeiten, da sie schon in Palästina waren, und einem jeden Ackerland ausgetheilt war; denn hier konnten die Söhne das Land bebauen, und dadurch konnte die Anzahl der Knechte verringert werden. Keine Glückseligkeit und Ehre, die ihnen hienieden zu Theil werden konnte, schätzten sie höher, als von Kindern und Kindeskindern, wie der Baum von seinen Aesten und Zweigen, umringt zu seyn und zu sehen, daß ihrem Namen kein Untergang bevorstehe. Sagt ja auch der hochherzige Cid Campeador bei Herder:

„genährt in guter Schule
Spricht die Ehre mir: Erhalten
Muß ein Edler sein Geschlecht.“

Wie viel Schande dagegen brachte die Unfruchtbarkeit bei den Hebräern einem Weibe! Der Mann sah die Unfruchtbarkeit des Weibes als eine besondere Züchtigung Gottes an, der sein Geschlecht untergehen lassen wolle. Er hatte nicht nur sein unfruchtbares Weib, sondern jagte sie wohl gar fort.

Bei den jezigen Klagen über zu viele Kinder hat, wie in allen unsern Verhältnissen, wieder die leidige Geldmacht und immer nur sie die Hand im Spiel. Wie oft müssen die unschuldigen Kleinen den Unmuth des Vaters oder der Mutter über die herbe Zeit fühlen! Wie kaltherzig hören manche Eltern das kindliche Jammern nach Brod! Sie werfen ihnen, statt ein Stückchen Brod zu reichen, den Stein ihres thrichtigen Bornes an den Kopf. Freilich kann man Etwas nicht geben, was man selbst nicht hat, und dieses ist in unsern Tagen bei gar zu vielen Eltern der Fall. Damit ist aber nicht gerechtfertigt, daß man die Kleinen, denen man kein Brod hat, mit Schlägen, Flüchen und Schimpfreden tractire, oder auf die Straßen zum Bettel hinausjage. Letzteres ist leider zu einer Pestbeule der Gegenwart geworden. Wohl ist es ein trauriger Anblick, solche Kinder in Lumpen geschält, blaß wie Gespenster, abgezehrt vom Hunger, fremde Treppen steigen, vor fremden Thüren ihr Stückchen Brod sich erbetteln sehen zu müssen; andererseits aber kann man sich des Unwillens nicht erwehren, wenn man bedenkt, was die Nachwelt von einem Geschlechte zu erwarten haben wird, das schon in der Kindheit an den Bettel gewöhnt

wurde. Was kann dieser Besseres erzeugen, als einen sträflichen Hang zum Müßiggang? Müßiggang aber ist, nach einem uralten wahren Sprichwort, aller Laster Anfang. Wollen wir der Nachwelt nichts vermachen, als unsere Schulden und ein Geschlecht von Müßiggängern? Wir sind es uns nicht nur, sondern namentlich der Zukunft schuldig, auf dieses Uebel unserer Zeit die erste und größte Aufmerksamkeit zu wenden.

Es giebt manche Orte, wo selbst wirklich Arme die Benützung der Suppenanstalten verschmähen. Man lasse sie schimpfen, und wende die Wohlthat den Kindern zu. Man speise diese gemeinschaftlich; sie werden dankend und freudig für ihre Wohlthäter den Segen des Himmels erbitten. Sie werden ohne große Mühe vom Bettel zurückzubringen seyn, wenn sie nur gesättigt sind. (Schluß folgt.)

Die Lawine.

Ein Bild von Adalbert Stifter.

Es geht die Sage, daß, wenn in der Schweiz ein thauiger, sonnenheller, lauer Wintertag über der weichen, klafterdicken Schneehülle der Berge steht, und nun oben ein Glöckchen tönt, ein Maulthier schnauft oder ein Brösellein fällt — sich ein zartes Flöckchen von der Schneehülle löset, und um einen Zoll tiefer rieselt. Der weiche nasse Flaum, den es unterwegs küßet legt sich um dasselbe an, es wird ein Knöllchen und muß nun tiefer nieder, als einen Zoll. Das Knöllchen häuft einige Handbreit weiter auf der Dachsenkung des Berges hinab. Ehe man drei Mal die Augen schließen und öffnen kann, springt schon ein riesenhaftes Haupt über die Bergesstufen hinab, von unzähligen Knöllchen umhüpft, die es schleudert und wieder zu springenden Häuptern macht. Dann schießt's in großen Bögen. Längs der ganzen Bergwand wird es lebendig und dröhnt. Das Krachen, welches man sodann herauf hört, als ob viele Tausend Späne zerbrochen würden, ist der zerschmetterte Wald, das leise Aechzen sind die geschobenen Felsen — dann kommt ein wehendes Säusen, dann ein dumpfer Knall und Schlag — — — dann Todtenstille — nur daß ein feiner weißer Staub in der Entfernung gegen das Himmelsblau emporzieht, ein kühles Lüftchen vom Thal aus gegen die Wange des Wanderers schlägt, der hoch oben auf dem Saumwege zieht, und daß das Echo einen tiefen Donner durch alle fernen Berge rollt. Dann ist es aus, die Sonne glänzt, der blaue Himmel lächelt freundlich, der Wanderer aber schlägt ein Kreuz und denkt schauernd an das Geheimniß, das jetzt tief unten in dem Thalgrund begraben ist.

So wie die Sage das Beginnen des Schneesturzes erzählt, ist es oft mit den Anfängen eines ganzen Geschickes den Menschen.

Die Macht der Musik. *)

Wer einsam steht im bunten Lebenskreise
Und, was das Leben theuer macht, verlor,
Wie beb't sein Herz, trifft eine liebe Weise
Aus fernrer Jugendzeit sein horchend Ohr.
Willkommen, Töne! Eures Hauches Fächeln
Weckt eine schlummernde Gedankenwelt;
Verweinte Augen lern'n wieder lächeln,
Die düst're Stirn ist plötzlich aufgeheilt.
Der Zephyr, der in reichen Blüthendüften
Des Orients sich hin und her gewiegt.

*) Der Nürnb. Cor. bemerkt zur Mittheilung dieses Gedichts: „Es soll die Herzogin von Orleans zur Verfasserin haben.“

Verbreitet Balsamhauch noch in den Lüften,
Wenn schon die Blume welk am Boden liegt.

So lebt, ist auch der Traum des Glücks entschwunden,
Erinnerung im Hauche der Musik;
Ein kleines Lied aus jenen bessern Stunden
Bringt uns die alte Seligkeit zurück.

Musik, du Mächtige! vor dir verschwindet
Der armen Sprache ausdrucksvolles Wort;
Warum auch sagen, was das Herz empfindet?
Tönt doch in dir die ganze Seele fort!

Der Freundschaft Worte haben oft gelogen,
Es täuscht die Liebe durch Beredsamkeit;
Musik allein hat nie ein Herz betrogen
Und viele tausend Herzen hoch erfreut.

Miscellen.

X „Wenn der Sturm den Wipfel der Eiche schüttelt, so haben die Ameisen am Fuße derselben ein Erdbeben,“ sagte ein Naturforscher.

X Mit unsern guten Entschlüssen geht's wie mit unsern Kleidern, wir erneuern sie eben so oft, als wir sie zunicht machen, wenn nicht gar auch die guten Entschlüsse einzig von der Mode bestimmt werden.

X Blinder Eifer eines Mäßigkeits Vereiners. Jede Uebertreibung — auch die des Guten — ist schädlich. — Herr B. war ein Mitglied des Mäßigkeitsvereins. Als solches mußte er nicht allein sich aller spirituellen Getränke enthalten, sondern auch seiner Dienerschaft den Genuß derselben verwehren. Er erfüllte diese Pflichten mit der größten Gewissenhaftigkeit und Strenge. Zufällig bemerkte er eines Tages in der Stube seines Bedienten, zwischen der Wand und einem Kleiderschranke eine Flasche. Er holt sie hervor, öffnet sie und riecht; „das ist ja Schnaps!“ ruft er und wirft die Flasche zum Fenster hinaus. Am folgenden Morgen bleibt der Kasse des Herrn B. allzulange aus. Zornig fragte er den Bedienten, der den Kasse auf einer Maschine zu bereiten hat, woran es liege. Dieser gesteht ihm, er suche schon seit einer halben Stunde nach der Spiritusflasche herum. Da wird der Herr noch zorniger, er schilt den Menschen liederlich, und droht sogar, ihn auf der Stelle zu entlassen. Indessen hilft er suchen; allein vergebens. Endlich fährt er seinen Bedienten an: „Wohin hast du denn die Flasche sonst immer gestellt?“ — „Hinter den Kleiderschrank in meiner Stube,“ ist die Antwort. Jetzt wußte Herr B., wohin die Flasche gekommen war, er hatte sie gestern aus dem Fenster geworfen. Indem er herzlich über dieses Späßchen lachte, nahm er sich vor, künftighin in seinem Eifer überlegter zu seyn.

Charade.

Die erste drückt Verwund'ung aus,
Auch ist sie Dir ein lieber Schmaus;
Das zweite ist nicht das noch die;
In eins und zwei ein Flüsschen sieh;
Die dritt' ist gar ein Federvieh;
Das Ganze von des Letz'ren Art,
Und seine Gabe warm und zart.

Auflösung des Räthfels in Nro. 59:
L. B. (Elbe.)